

Verein für deutsche Sprache in Bern : (Ortsgruppe des Deutschschweizerischen Sprachvereins)

Autor(en): **Berner Tagbl.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **2 (1918)**

Heft 4-5

PDF erstellt am: **20.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419427>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

wie aus der Schriftsprache übersezt klängen. Dieser Gefahr ist er in der „heiligen Flamme“ entgangen, da er sich hier nach Bedürfnis der höhern Sprechweise bedienen konnte, wie sie der Gegenstand mit sich brachte. Eine Mischsprache ist allerdings auch wieder da, aber eine weniger störende; die Schriftsprache verträgt eher mundartliche Bestandteile als umgekehrt, da sie doch verschiedene Dialekte in sich vereinigt. Die Mundart selbst aber hat ihren Reiz in der Reinheit von jeder Papiersprache und verliert ohne diese Eigenschaft alle Berechtigung in der Schrift. Eine Mischsprache wie die Gotthelfs und Tavelis in der „heiligen Flamme“ ist zwar nicht ein Muster des Geschmacks, aber sie weist so viel Wertvolles auf, daß wir uns an ihrer Eigenart erfreuen können.

H. St.

Das Plenum. Vor einiger Zeit brachten unsere Zeitungen einen Drahtbericht der Schweizerischen Telegraphen-Information aus Berlin, worin vom Reichstag und seinen Ausschüssen die Rede war. Da kam denn auch der Ausdruck vor „Das Plenum der Vollversammlung“. Bekanntlich heißt aber Plenum auch nichts anderes als die Vollversammlung. Hier liegt also einer jener Fälle vor wie: der heilige Sanct Florian, die vitalen Lebensinteressen, die Salzsäure, patriotische Vaterlandsliebe, charitative Liebeswerke usw. Man braucht ein Fremdwort und verbindet es mit seiner eigenen Uebersetzung, sagt also zweimal dasselbe und macht sich in den Augen der Wissenden lächerlich. Die Entstehung dieser Schnitzer ist aber sehr begreiflich: wir haben kein fremdes Sprachgefühl, der Sinn der Fremdwörter lebt nicht in uns, und dadurch entsteht von selbst das Bedürfnis, das Gesagte in lebendiger, d. h. deutscher Form zu wiederholen.

Bl.

Einen Autoren. Wenn man kein deutsches Wort für **U t o r** setzen will, wiewohl es deren ganz zutreffende gibt, z. B. Verfasser, Urheber, so ist anzuraten, das Fremdwort wenigstens richtig abzuwandeln. Die lateinischen Wörter auf **o r** gehen in der Einzahl nach der starken, in der Mehrzahl nach der schwachen Deklination mit Verlegung des Tons auf die vorletzte Silbe nach dem Vorbilde des Lateinischen, z. B.: der **Doktor**, des **Doktors**, dem **Doktor**, die **Doktoren**, usw. Demnach ist auch zu betonen und abzuwandeln: der **Motor**, des **Motors**, die **Motoren** (nicht: der **Motor**, die **Motore**). H. St.

Kriegsdeutsch. Der Verfasser der Plauderei über „sprachliche Erwerbungen während der Kriegszeit“ fordert weitere Beiträge zu diesem Gegenstand. Wir möchten die Anregung lebhaft unterstützen. Für heute ein unerfreuliches und ein erfreuliches Beispiel.

Es ist nicht nur schwer, die Hände zu finden für die nötigen **B o d e n v e r b e s s e r u n g e n**, auch die Zungen wollen sich nicht recht gewöhnen an diese „Melationen“, „Melarationen“ oder wie die Arbeiten heißen. Hier ist ein früher schon einigermaßen bekanntes Fremdwort völlig überflüssigerweise in die weitesten Kreise getragen worden. Es sagt unserem Volke auch nichts, die Bedeutung muß erraten und gedächtnismäßig behalten werden. Es ist auch schwer auszusprechen und eigentlich gar nicht kürzer, auch nicht, wenn man beifügt „Boden-“, denn die unbetonten deutschen Silben nehmen nicht mehr Zeit in Anspruch als die lateinischen Selbstlauter. In den meisten Fällen wird auch aus dem Zusammenhang bekannt sein, daß es sich um Boden- und nicht um Sitten-Verbesserungen handelt (Melioration heißt eigentlich auch nur Verbesserung), es wird also meistens genügen, von Verbesserungen zu sprechen; bei Ent-

wässerung, Trockenlegung weiß man dann auch grad, worum es sich handelt. Auch gibt es ein Zeitwort verbessern, während sich meliorieren (oder heißt es meliorationieren?) nicht recht einbürgern will; dafür „werden Meliorationsarbeiten ausgeführt“, wenn der Boden verbessert wird. Wir haben der Rationierungen genug, wir können die Melio-Rationen entbehren.

Dagegen ist sehr erfreulich, daß die Brot- und Fettmarken an einem **S t a m m e** befestigt sind (der bekanntlich wieder abgegeben werden muß) und nicht, was fast zu fürchten war, an einem **T a l o n**. Dieser neue Gebrauch des deutschen Wortes war vorher in den weitesten Kreisen unbekannt, während sich der Talon in Bürokratenkreisen schon ziemlicher Beliebtheit erfreute und letztes Jahr im St. Galler Tagblatt ein gebildeter Mann bekennen mußte, er hätte ohne eines Hausgenossen Fremdwörterbuch (ein gewöhnlicher Dictionnaire genügte da nicht!) die Aufforderung seines Gaswerkes, den „dritten Talon“ eines Fragebogens abzutrennen, nicht verstanden. Wie rasch und kräftig ist dieser neue Stamm in unsern Sprachgarten hineingewachsen.

Verein für deutsche Sprache in Bern.

(Ortsgruppe des Deutschschweizerischen Sprachvereins.)

Verein für deutsche Sprache in Bern. Am 14. März hielt Herr Prof. Dr. D. v. Gregerz auf Einladung des Staatsbürgerlichen Unterrichtskurses und des Vereins für deutsche Sprache einen Vortrag über „Sprachliche Pflichten des Schweizerbürgers“. Der große Saal des Bürgerhauses war gedrängt voll, und die zahlreiche Versammlung belohnte die trefflichen Ausführungen des Redners, der unverfälschtes Berndeutsch sprach, mit reichem Beifall. Auch die Sprache, erklärte er, legt uns Pflichten auf, denn sie gehört zu den Volks sitten. Erstes Erfordernis ist Verständlichkeit; aber auch Anstand ist nötig, wenn wir uns nicht vom Verkehr ausschließen wollen.

Die Aufgabe des Schweizlers ist besonders schwierig; denn wir haben drei Nationalsprachen. Wenn wir auch fremde Sprachen erlernen sollen, so müssen wir doch vor allem unsere Muttersprache hochhalten. Aber welche ist dies? Das Hochdeutsche oder die Mundart? Wir müssen beide pflegen. Der Dialekt ist uns vielfach hinderlich, aber er ist eine der besten Stützen des demokratischen Gedankens, da er in der Schweiz von hoch und niedrig gesprochen wird. Die Schriftsprache, die uns mit dem Weltverkehr und der Weltliteratur verbindet, müssen wir uns aneignen und zwar womöglich durch das Ohr, und darum jede Gelegenheit benutzen, wo wir gutes Deutsch hören können. Der Redner weist dann auf die Schwierigkeiten der deutschen Sprache hin, z. B. die Regellosigkeit, die aber auch den Vorzug größerer Freiheit und des Wettstreits der Mundarten gewährt. Ein schwacher Punkt sind die Fremdwörter, die im Deutschen besonders auffallen. Der Vortragende bekämpft auch andere Fehler, wie die Uebertreibung, die Abstraktion, d. h. die Entkleidung von der sinnlichen Vorstellung, ferner die schwerfälligen Vorwörter des Amtsstils, die kriechende Höflichkeit, die sich oft im Kaufmannsstil breitmacht.

Im Anschluß an den Vortrag machte Herr Prof. Vetter auf unsere Pflichten gegen anderssprechende Landesgenossen aufmerksam und verlangte für den Umgang mit diesen, wie auch für das öffentliche Leben und die Wissenschaft den Gebrauch der Schriftsprache. Zur

Verständigung mit den welschen Miteidgenossen empfiehlt er auch die Einführung der lateinischen Schrift, während Dr. Stöckelberger, wenigstens für den Druck, die deutsche Schrift mit ihren mannigfaltigen Formen erhalten sehen möchte.

Der anregende Abend wird gewiß allen Teilnehmern in lebendiger Erinnerung bleiben. (Berner Tagbl.)

Aus der Presse

Im Blätterwalde ist es ziemlich ruhig. Die Tessiner freuen sich — mit Recht und mit unserer freundeidgenössischen Mitfreude — über ihr italienisch erscheinendes Bundesamtsblatt. Da und dort wird unsere letzte Rundschau wohlwollend erwähnt, vorläufig erst in der deutschen Schweiz. Auch unser Volksbücher-Unternehmen wird gelobt, besonders in der Schweiz. Lehrerzeitung. Im St. Galler Tagblatt will ein Mitarbeiter eine alte, feinerzeit eingeschlafene Ueberlieferung des Blattes wieder aufnehmen, nämlich eine jährlich erscheinende Sammlung von Sprachsünden. Er tadelt im ersten derartigen Beitrag Ausdrücke wie: Miteidgenosse, Nebenfollege, die Betonung der Wörter derselbe, dieselbe usw. auf der ersten Silbe (eine sehr verbreitete Unsitte) und die Wendung, mit der die Aerzte anzuzeigen pflegen, daß sie „im Militärdienst abwesend“ seien. Daran knüpfte sich dann eine muntere Auseinandersetzung. Ein anderer „Freund“ der Sprache verteidigt Wörter wie Rückantwort als „Bereicherungen“, unser Mitglied Dettli führt ihn aber lauter ab.

Briefkasten.

J. M., K. „Er lot Ihne grüeze“. Dieser Gebrauch des Wem-an Stelle des Wenfalles ist in der Mundart so weit verbreitet, daß man das nicht als Fehler bezeichnen darf. Der Volksmund sagt nun einmal so. Vergleichen kommt in allen Mundarten vor, auch in reichsdeutschen. Wer z. B. sagt: Es nimmt ein Wunder, der spricht vielleicht gut st. gallerisch und vielleicht auch gut schriftdeutsch, aber zürichdeutsch heißt es halt einfach: Es nimmt ein Wunder. Das Schriftdeutsche selbst enthält eine Menge solcher Ausgleichungen zu gunsten der einen oder der andern Form, die ursprünglich einmal ebenso falsch waren wie jenes „Ihne“. In der Sprache, zumal in der Volkssprache, entscheidet über richtig und falsch schließlich eben doch der Sprachgebrauch, und der sagt in diesem Falle nun einmal Ihne statt Sie. Daß der „Fehler“ nicht oder nicht stärker in die Schriftsprache dieser Leute einzudringen vermocht hat, ist eigentlich verwunderlich und erfreulich, denn dort wäre es entschieden noch falsch.

Wissenschaftler oder Wissenschaftler? Das erste ist, wie Ihnen Ihr Sprachgefühl richtig sagt, entschieden vorzuziehen. Die Silbe ler empfinden wir, besonders in neuen Wörtern, als Ausdruck der Kleinheit und Verächtlichkeit; sie hat ursprünglich immer etwas Verkleinerndes gehabt; die eigentliche Ableitungssilbe hieß althochdeutsch *ari* (nicht *lari*) und ist dann regelmäßig abgeschwächt worden zu *er*. Wir fühlen denselben Unterschied zwischen Eisenbahner und Eisenbahnler; auch die Abstinenten wollen keine Abstinenzler oder Temperenzler sein.

Dagegen ist „gestanden sein“ eine geschichtlich berechnete süddeutsche (nicht nur schweizerische) Eigentümlichkeit. Im allgemeinen wird man ja zugunsten der Einheitlichkeit dem im Sprachleben heute führenden Norden folgen, aber in allen Fällen brauchen wir nicht mitzumachen, und da die Abwandlung mit „sein“ wie gesagt geschichtlich berechnigt ist, unserer Mundart entspricht und wir Schweizer damit ja nicht allein stehen, so könnten wir den doch fast aussichtslosen Kampf dagegen aufgeben. Wie bei stehen ist es natürlich bei sitzen und liegen.

Daß nur die deutsche oberste Heeresleitung „mustergültiges Deutsch“ schreibe, ist eine Meinung, die wir gnädig mit dem Fremdwort Kriegsspshose entschuldigen wollen.

W. B., R. Es freut uns, daß Sie so saubere Satzungen zustande gebracht haben mit Schrift- und Rechnungsführer, Rechnungsprüfern und sogar einem Vorsitziger, was schon besondern Mut verlangt. Eine Menge derartiger Kleinarbeit muß schließlich doch etwas ausmachen.

J. K., J. Sie haben recht, die Fußnote vom „praktischen Gebrauch“ (Sänner-Nummer) war sprachlich unüberlegt. Gemeint war das Gegenteil von dem, was man „theoretischen Gebrauch“ nennt, aber das ist eben nur ein anderer Unfuss, Theorie ist eben kein Gebrauch, wie Praxis immer Gebrauch ist. Es sollte natürlich heißen: im täglichen Gebrauch, in der Umgangssprache. Besten Dank! Aber wollen Sie nicht Mitglied werden?

Nach Wienberg. (Ihr Name ist leider nicht leserlich geschrieben, aber es war eben vor dem Schrift-Befehl des Generals!) Gewiß ist beiten (= warten) in unserm Idiotikon vermerkt, und zwar aus fast allen Kantonen. Freilich ist es als „veraltet“ bezeichnet, und dieses Verschwinden verläuft natürlich in den verschiedenen Gegenden verschieden rasch. In der Ostschweiz hört man es sozusagen nie mehr; aber Sie kennen vielleicht aus des Kuhns Kuhreihen „Der Ustig wott cho“ die Stelle: „Mir wei nit me beite, wei z'Alpe jez ga“. In einem Nidwaldner Kalender von 1899 sagt eine Obsthändlerin zu einer fremden Dame: „Beiten Sie nur, ich will gogen (Obst) reichen.“ Die Befehlsform „beit“ wird im Luzernischen und im obern Toggenburg drohend, anderswo spöttisch gebraucht, z. B. in Basel: „Beit bis anno Dubagg“. Der Zürcher Chronist Edlibach erzählt von der Schlacht bei Murten: „Etliche örter woltend angrifen und miner Herren [der Zürcher] nüt beiten“. Insbesondere heißt es: den Feind erwarten und ihn Stand halten, in der Rechtsprache: für Bezahlung Aufschub gewähren, stunden. Wer auf den Tag der Appenzeller Landsgemeinde aus Versehen jemand an eine Schuld mahnte, „der sol sinem schuldnere ein jar über den selben tag baiten“. (1409.) In Anshelms Berner Chronik wird berichtet, „daß man dem König (von Frankreich) nit allein der sölden und pensionen mueßt beiten, sondern alenthalb gelt usbürgen“. Beiten bedeutet schließlich soviel wie borgen. Eine sehr verbreitete Redensart muß früher gewesen sein: Lang gebeitet ist nit geschenkt (von Geldschulden und Strafen). Eine Zwischenmahzeit „in Erwartung einer andern“ heißt hüdnereisch ein Beibitz oder Beibizgeli; das dem Täufling von der Patin schon vor der Taufe geschenkte Hemdchen, gleichsam das Angeld auf das nach der Taufe „zu erwartende“ Patengeschenk hieß „Beithemeli“. — Neben dem einfachen beiten kommen auch ab-, er-, us-, ver- und zu-beiten vor; z. B. sagt man in Engelberg: Ich han-em lang abbeitet, aber ich han-en nid mögen erbeite“. Mit Blüdere (Blaudern) kann man in Luzern d'Seban „verbeite“ (verpassen). „Der Herrgott ist en lange Beiter, aber en guete Zaler“ (Zürcher Unterland). In Wohlten heißt eine Aufwärterin Usbeiteri. — Seltener als das Zeitwort ist das Hauptwort Beit für Warten, Aufschub, Verzug; z. B. „Es ist kei Ogar i der Beit“ für „Zuwarten schadet nichts“ (Clarus). Insbesondere heißt „uf Beit nehmen“ auf Borg, „Dings“ nehmen, ohne Barzahlung, und „Einem Beit geben“: Stundung gewähren (Bern). Beit oder meistens Beitel heißt in den Kantonen Bern, Luzern und Graubünden ein Geschenk, das man scherzweise den Kindern vom Markte mitzubringen verspricht; z. B. sagt die Mutter im Beist (Schanfigg): „Ich chause-der es Nienewägeli und es Lang-Beiteli und es galbis Würdeli“. Im Alt- und im Mittelhochdeutschen (beitön und beiten) war das Wort allgemein verbreitet. — Der Briefkastenonkel beitet weiterer Fragen.

Allerlei.

Für wen? Man weiß nicht, soll man lachen oder schimpfen. Im Hornung veranstaltete der Lesezirkel Hottingen einen „Schweizerischen Volksliederabend“ mit schweizerdeutschen, französischen und italienischen Liedern und gab deren Wortlaut den Besuchern gedruckt in die Hand. Daß man dabei den Zürchern z. B. den einen oder andern berndeutschen Ausdruck in einer Anmerkung erklärte, war recht freundlich und vielleicht auch nötig, aber es wimmelt so stark von Fußnoten, daß man sich fragen muß: für wen wurden da diese schweizerischen Volkslieder eigentlich gesungen? Z. B. „Frisch fröhlich wend wir singen“: Anmerkung zu „wend“: wollen; zu „gfi“: gewesen, nimmten: nicht mehr, Atti: Vater, luege: schauen, duffe: draußen, Meitscheni: Mädchen usw. usw. Für wen? Für die Welschen und Tessiner von Zürich? Für die Reichsdeutschen und Oesterreicher? Oder für das „Zürich von heute“? Wo sind wir eigentlich noch daheim?